



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

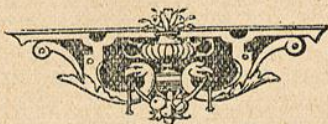
Berlin u.a., 1841 - 1922

Menenius: Zur Psychologie des deutschen Bolschewismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

beruhigend wirken, wenn wir die Gewißheit hätten, daß die Entscheidung jedesmal nur nach eingehender Beratung mit sachverständigen Autoritäten erfolgt. Die Gutachten der Sozialisierungskommission sind für eine Stellungnahme schlechterdings nicht ausreichend, weil sie von einem Geist akademischer Konstruktionen erfüllt sind und daher den realen Erfordernissen nicht hinreichend gerecht werden. Wir meinen, daß bei der gesetzgeberischen Regelung der Rohlenwirtschaft die Männer, die diesen Industriezweig bisher zu einer glänzenden Entwicklung gebracht haben, nicht in solchem Maße zur Mitwirkung herangezogen worden sind, wie es erwünscht sein muß, um zu verhüten, daß dem Produktionsprozeß aus der Organisation Hemmschuhe erwachsen. Vielleicht aber ist es nicht zu spät, den Möglichkeiten einer Beeinträchtigung vorzubeugen, denn die Wirkungen der im Gesetz skizzierten Richtlinien werden hauptsächlich von den Ausführungsbestimmungen abhängen.

Der Sozialismus marschiert! Die Tatsache steht fest, Genugtuung über sie aber kann man nur dann empfinden, wenn die Gemeinnützigkeit durch sie zweifellos gefördert wird. Daß in dieser Beziehung sehr ernste Bedenken obwalten, haben die eindrucksvollen Darlegungen von Gegnern der Sozialisierungsgesetze in der Weimarer Nationalversammlung bekräftigt. Auch am Regierungstische wird mancher Zweifel aufgestiegen sein. Nachdenklich muß man gestimmt werden, wenn der Reichsminister Wiffel in der Sitzung vom 7. März aussprach, daß er nicht wisse, „ob der Sturm (der sozialistischen Ideen) die weiten Lande befruchten und den Boden für reicheres und schöneres Wachstum vorbereiten, oder ob er unsere Heimat in ein Trümmersfeld verwandeln wird, in dessen Chaos jedwedes menschenwürdige Leben unmöglich wird“. Als „Kind des Sozialismus“ ist die Sozialisierung in die Welt gesetzt worden, mögen wir es nie bereuen, diesem Geschöpf einer von wilden Gärungen durchwehten Zeit zum Leben verholfen zu haben.



Zur Psychologie des deutschen Bolschewismus

Von Menenius



In meinem Tagebuche blättern finde ich folgende Stelle: „Besuch von K. und v. B., Nachrichten von Offensive in Italien, Hypothesen, was nach Friedensschluß eintreten würde. K. erzählt von verändertem Bild öffentlichen Lebens in Deutschland, Hochkommen der „crapule“, passive Resistenz unter Urlaubern und in Etappe. Zunehmende Unehrlichkeit, Unterschlagungen, Verwilderung. Niedrige Volksteile haben freiwillige, regelmäßige Arbeit vollkommen verlernt. Niederer und mittlerer Beamtenstand wieder ganz neu zu schaffen, Sicherheitsdienst wird um vielfaches verstärkt werden müssen. Genauestes (aber wahrscheinlich unmögliches) Zueinandergreifen von Demobilisation bei dem Rohstoffmangel erforderlich um Reibosten zu vermeiden. Demobilisation bei dem Rohstoffmangel erst bei ausgedehnter Feldarbeitsmöglichkeit angängig. Bis jetzt auf dem Lande nur ungenügend für angemessene Wohnverhältnisse und Siedlungsmöglichkeiten vorgesorgt. Sehr gefährlich der zunehmende, fast mythische Glaube, daß mit Tag des Friedensschlusses goldnes Zeitalter anbreche, teils Leichtsin, teils einzige Lebenshoffnung.“

Diese Stelle stammt nicht etwa aus dem Oktober 1918, sondern aus dem September 1917 und wird hier angeführt wahrlich nicht etwa aus kläglichen

Triumphgefühl heraus, „es damals besser gewußt zu haben“, sondern lediglich um zu beweisen, daß der vielseitige Ideen- und Gefühlskomplex, den man jetzt Bolschewismus nennt, im Keim schon lange vor der Revolution bestanden hat und als eine unausbleibliche Begleiterscheinung des Krieges aufgefaßt werden muß. Der Bolschewismus ist keine Theorie, die man in alten Büchern und Manifesten von Marx oder Engel nachschlagen kann, er ist auch alles andere als eine bloße Nachahmung des russischen Bolschewismus, er ist — darüber wird man sich nach der jüngsten Bewegung hoffentlich endlich klar sein — keine künstliche, durch ein paar Agitatoren hervorgerufene Heze, sondern muß betrachtet werden als die geistige Krankheit eines Volkes, das vier Jahre unter Anspannung und teilweiser Überspannung seiner physischen und moralischen Kräfte Krieg geführt und ihn, was die Krisis der Krankheit allerdings beschleunigt und besonders heftig macht, am Ende verloren hat.

Die beiden Hauptcharakterzüge dieses Krankheitsbildes nun sind unstreitig allgemeine Arbeitsunlust und weitgehende Disziplinlosigkeit. Letztere äußert sich vor allem in ungemessener Begehrlichkeit, Unzuverlässigkeit, Untreue, Sensationslust, Hang zu Gewalttaten, ständiger dumpfer Gereiztheit, Widerpruchsgeist und Lust zu tyrannisieren und andere zu unterdrücken.

Will man die Krankheit — falls sie heilbar ist! — heilen, so wird man wohl oder übel der Herkunft dieser Symptome nachspüren müssen. Auch dabei werden wir uns vorteilhaft das sachte und objektive Verfahren des Arztes zum Muster nehmen, der weder über Kranken noch Krankheit in moralische Entrüstung verfällt, sondern klare Erkenntnis sucht und ohne Scheu auch vielleicht unangenehme und peinliche Dinge zur Sprache bringen muß, wenn sie dazu dienen, den Zusammenhang aufzuklären.

Was zunächst die allgemeine Arbeitsunlust betrifft, so resultiert sie einmal gewiß aus der bestehenden Unsicherheit und Ungewißheit aller Verhältnisse. Sodann aber auch aus der Gewöhnung des Krieges. Der Heimgekehrte hat die Gewohnheit angenommen, Dienst zu tun. Dieser Dienst war je nach Lage der Dinge anstrengend, gefährlich, aufreibend, anspruchsvoll, aber er war Dienst und unterschied sich, insofern es sich um Frontdienst handelte, von dem, was man „Arbeit“ zu nennen gewohnt war, durch Ungewöhnlichkeit, Unregelmäßigkeit, ständige Veränderung, zeitweises Aussetzen und das absolut Stereotype des dabei erzielten Gewinns und sozusagen Einkommens. Ob man in Gefahr gewesen war oder nicht, ob man am Tage sechzig Zentner Balken geschleppt hatte oder zwei, alle bezogen gleiche Löhnung, gleiche Kleidung, gleiche Unterkunft. Dazu kam die Anonymität der Tätigkeit. Das Blockhaus, das man baute, den Unterstand, den man verschalte, den Graben, den man aufwarf, bezogen nach zwei Wochen vielleicht schon andere, und so sehr an manchen Stellen Kameradschaftlichkeit und Arbeitstrieb das Drückende des Dienstes erleichterten, so unwillig stellte man an anderen Stellen fest, daß von dem Mehr der eigenen Arbeitsleistung nur der Flaue und Drückeberger profitierte und daß auch die beste und tüchtigste Arbeit dem Kriegesleben nichts von seiner Beschwerlichkeit zu nehmen vermöchte. Die Folge war, daß, wo nicht unmittelbare Not, oder den einzelnen ein besonders ungestümes Arbeitstemperament drängte, die Leute sich, mindestens in der zweiten Hälfte des Krieges, auf eine möglichst geringe Arbeitsleistung einstellten. Der Etappen- und Garnisondienst vollends hat unendlich viel Leute verdorben und demoralisiert. Es ist nicht nötig, hier im einzelnen auf die Ursachen dieser Erscheinung einzugehen, jeder, der längere Zeit mit offenen Augen in der Etappe gelebt hat, kennt sie und die anderen werden sie nur schwer begreifen, weil sie sich nicht in das Seelenleben des Etappenmannes hineinzuversetzen imstande sind. Nur das sei hier erörtert, daß, besonders seit dem Erscheinen der gut und reichlich bezahlten Hilfsdienstpflichtigen und Helferinnen, fast jeder auf dem Standpunkt stand, daß für die kümmerlichen 53 oder 77 Pfennig Löhnung am Tage so wenig wie möglich zu leisten gewissermaßen Ehrenpflicht war. Auch hier wurde nicht gearbeitet, sondern nur Dienst getan, ein Dienst, der unvermeidlicherweise nicht dazu an-

getan war, Geist, Körper und Seele frisch zu erhalten. Dazu kam dann noch das ständige neiderweckende Vorbild der Offiziere, die schließlich auch nicht mehr taten als ihre Pflicht und Schuldigkeit, dafür aber alle Vorrechte eines freien, selbständigen und gutbezahlten Zivilmenschen genossen. Ganz gleichgültig, ob diese Ansicht zu Recht oder Unrecht bestand, genug, daß sie bestand und die kindische Wut auf Epauletten und Kokarden ist auf diese Stimmung zurückzuführen.

Dazu kam dann in der Front wie in der Etappe die bei so langer Kriegsdauer und zunehmender Knappheit unvermeidliche Lockerung der Disziplin. Gehorcht wurde vielfach nur dem Buchstaben nach, und was der Soldat nicht bekam oder nicht bekommen konnte, fing er an, sich selbständig zu „besorgen“. Es ist auch kein Geheimnis mehr, daß mancher Vorstoß an der Front nur ein Kampf um die Lebensmittel im feindlichen Graben war und daß bei der Offensive auf Amiens zu mehrere Regimenter nur deshalb nicht vorwärts kamen, weil sie die Weinvorräte der feindlichen Etappe zu hastig nutzten.

Endlich bei vielen das vollkommen Abenteuerliche und teilweise Phantastische der Existenz, vier Jahre nur auf Gewalttat, List, Kühnheit, Gewandtheit gestellt zu sein, auf die Lust am Augenblick, ohne Rast, in der Fremde, Leben voll Gefahr, voll Überraschungen, Unerwartetem, Unerhörtem! Hat man wirklich geglaubt, der Mensch, der durch Belgien rasste, in Rußland überwinterte, durch den Wardar watete, in Bukarest einzog, nach Saloniki hinüerspähnte, Riga eroberte, würde eines Tages auf Kommando wieder ohne weiteres ein braves bürgerliches Leben anfangen wollen, ja auch nur können? Der Mensch, der überall Herr und Eroberer war, dem Belgier schön taten, vor dem polnische Juden dienerten, den Rumänenmädchen umschäterten, den die Bundesbrüder zu Hilfe riefen, würde wieder ohne weiteres in die Enge eines Diener- oder Angestelltenlebens zurückziehen? Hat sich wirklich jemand ernsthaft vorgestellt, all diese Leute würden eines Tages mit Gesang aus dem Kriege zurückkommen, um tags darauf wieder an ihre Arbeit zurückzukehren? Vier Jahre, vier Kriegsjahre sind eine lange Zeit und es gibt wenig Menschen, deren Charakter nicht irgendwie durch sie verändert worden wäre. Alle sind sie mehr oder weniger und jeder nach seiner Art und seinen Schicksalen Berufssoldaten geworden und die gewalttätige und plötzliche Umstellung kann naturgemäß nicht ohne heftiges Schwanken vor sich gehen.

Und dann nach all den Mühen und Drangsalen, Sorgen und Ängsten, Gefahren und Hoffnungen die fürchterlichste Enttäuschung: die Gewißheit, daß nun alles, alles umsonst gewesen ist. Und was finden die Zurückgekehrten in der Heimat, die ihnen so oft als Symbol der Hoffnung galt? Eine durch Hunger zermürbte Familie, die ihnen fremd geworden ist, in den Großstädten die traurigsten Wohnverhältnisse mit Sorgen vor Mietssteigerungen und Kündigungen, alles schlechter, enger, kleiner, knapper geworden als vor dem Kriege, alle Sorge, alle Schinderei drückender geworden, Ersparnisse aufgezehrt oder bedroht, Existenz in Frage gestellt, und wofür das alles? Alles, alles umsonst und kein Ausweg sichtbar, dazu Grimm, daß das Unglück doch noch nicht ganz allgemein zu sein scheint, Gerüchte über Kapitalflucht ins Ausland, über Eigenmut und Unfähigkeiten. Und man wundert sich, wenn diese Leute die Verzweiflung packt? Es kann nie die Rede davon sein, diese Verzweiflung oder gar ihre Äußerungen zu rechtfertigen. Aber wie kann man sich darüber wundern? Seit August 1918 mindestens war sie vorauszu sehen.

Diese Leute können auch nicht mehr gehorchen, weil sie den Glauben an die Autorität verloren haben. Jahrelang haben sie sich allem, was Achselstücke oder Gehrock trug, unterworfen, und doch wurde der Krieg verloren. Dann machte man die Erfahrung, daß ganze Stäbe vor ein paar Entschlossenen bedingungslos kapitulierten, daß aber die Entschlossenen auch nichts Besseres schafften. „Also zum Teufel doch mit allem, was befehlen will, befehlen ist Unsinn! Kein Mensch kann mehr etwas ändern“. So argumentiert der primitive Verstand, und ist es gar so erstaunlich, daß er so argumentiert? Wieviele Bürger benehmen sich bei gewöhnlichen Vertehrslappalien würdiger?

Und nun warten diese Leute auf das Unerhörte, auf das Wunder, das sie retten kann. Das Wunder aber kommt nicht. Keine Hand rührt sich. Die Nationalversammlung tut sich groß in Parteigezänk, in Anklagen herüber und hinüber, die nichts mehr ändern, in Su-Rufen und ostentativem Lachen, die Regierung fleht, verantwortet sich, proklamiert, theoretisiert, nur keine Tat. Keine Sozialisierung, keine Heimstätten, keine Wuchergesetze. Statt dessen Verfassungsentwürfe, Debatten über Heeresreformen und Landesfarben. Keine Idee, kein Ideal, nichts, kein Ausweg. Es ist dem Arbeiter völlig gleichgültig, ob sein Staat Preußen oder Hannover heißt, schließlich gleichgültig, ob andere schwere Steuern zahlen müssen, er selbst will leben können, gut leben können, würdig leben können, der Krieg soll sich gelohnt haben. Aber was da in der Nationalversammlung vor sich geht, das ist Herrengezänk.

Und in dies Chaos der Verzweiflung, des gänzlichen Verratsens fallen ein paar Schlagworte wie Sozialisierung, Kommunismus und — Bolschewismus. In jeder Zeitungsspalte ist davon die Rede. Vom Bolschewismus reden immer zwei von drei Plakaten. Hier ist das Unerhörte Bild geworden, das Straßige, Gewalttätige, Zerstörende, Sinnlose, Berauschende, Unerhörte, das straflose Wüten, Mord, Brand, Blut, Rauch, Weltuntergang. Dazu die Atmosphäre, die die Tagespresse schafft. Sechs Getötete auf der Chausseestraße (was waren sechs Tote im Kriege!) nennt man um der Sensation willen ein „Blutbad“, jeder neue Streik geschäftstüchtig mit fetter Überschrift ausgemacht wie eine Heldentat, Straßenschlachten geschildert wie homerische Kämpfe, und die durch die Niederlage benommenen, unterernährten Hirne über demoralisierten Mägen sollten nicht in einen Taumel des Wahnsinns geraten?

Endlich die Erwerbsgier besonders der Reklamierten. Es war gewiß ein Unglück, daß die Durchführung des Hindenburg-Programms nur bei unerhörten Löhnen gewährleistet werden konnte, gewiß ein Unglück, daß diese Löhne nicht wenigstens in Naturalien oder Material oder Möglichkeit von Landermwerb oder dergleichen ausgezahlt werden konnten, es widersprach doch aber der Erfahrung des alltäglichen Lebens, daß einmal angenommene Lebenshaltung sich ohne Schwierigkeiten wieder zurückschrauben lassen würde. Niemand läßt sich seine Lebensgewohnheiten ohne Kampf nehmen, und die Begehrlichkeit der Massen, die man rief, wird man sobald nicht wieder los werden. Die Arbeiter haben recht wohl gemerkt, daß es im Kriege nicht auf eine Handvoll Intellektueller ankam, wohl aber auf jeden Handgriff mehr eines Arbeiters, und sie tun das, was jeder Kaufmann vor und — im Kriege tat, sie nutzen die Konjunktur aus. Gewiß sehr verwerflich. Aber ein Volk, das so viele Kriegsgewinnler gesehen hat, daß deren Besteuerung fast als die einzig mögliche Rettung vom Staatsbankrott erscheint, sollte das Verwundern über solche Verwerflichkeiten allmählich verlernt haben.

Wo ist die Rettung aus dieser unheilbar scheinenden Lage? Die Lösung muß heißen: Arbeiten und nicht politisieren. Ringt nicht die Hände über die Schlechtigkeiten der Spartakisten, sondern gebt der Masse, statt Moraltraktätchen führende Ideen. Begeistrende Ideen. Verstand ist etwas Individuelles, Vernunft etwas für Philosophen, Massen haben Gefühle. Schafft Taten, die aufs Gefühl wirken, streitet nicht um Vorrechte, sondern schafft Beispiele, die mitreißen, zirkelt nicht Kompetenzen ab und erwägt Verdienstmöglichkeiten, sondern handelt um der Sache willen. Millionen haben sich ins Unvermeidliche fügen müssen, warum sollen nicht auch einmal Hunderttausende sich fügen müssen, auch wo's ohne grobe Ungerechtigkeiten nicht abgeht? Bocht nicht auf Rechte, wo alle nur gleiches Unglück zu tragen haben. Kam die Regierung bereits im Dezember mit den Zugeständnissen heraus, die sie sich jetzt hat abringen lassen, viel Unheil wäre vermieden worden. Es mag durchaus sein, daß dem schwere und gewichtige Bedenken gegenüberstanden (und ganz gewiß auch noch gegenüber stehen!), aber es hätte Begeisterung geschaffen, und die haben wir jetzt nötiger als alles, nötiger noch als Lebensmittel. Schafft so viel Begeisterung, daß keine Agitation mehr dagegen auf kann. Aber vertrödelt nicht die Zeit mit Prinzipienervägung.

Wie man mit gutem Willen leicht ersehen kann, ist das Vorstehende nicht geschrieben, um den Bolschewismus zu rechtfertigen oder zu entschuldigen,

sondern um ihn erkennen zu lehren. Denn nur wenn man sich über das Elementare der Bewegung, die auch mit dem letzten Berliner Aufstand noch lange nicht endgültig niedergeworfen sein wird, klar geworden ist, wird man es vermeiden, ihr mit Hausmitteln beikommen zu wollen, wo es einer methodischen Kur bedarf. Die Kostlage der Regierung soll keineswegs verkannt werden, und ebensowenig die Schwierigkeit, die für viele darin liegt, um- oder hinzuzulernen und die endgültigen praktischen Konsequenzen aus dem verlorenen Kriege zu ziehen, aber je entschlossener und klarfichtiger das geschieht, desto rascher werden — nicht vielleicht wir — aber Deutschland die Krisis überwunden haben.

Und kein Kofettieren mehr mit Bürgerstreiks und dergleichen. Das hieße die Berechtigung der Arbeiterstreiks, die ganze niederträchtige Methode, die in ihnen liegt, anerkennen. Und was wird geschehen, wenn der Bürgerstreik wirklich durchgeführt wird? Beim übernächsten Bolschewistenaufstand wird der streikende Bürger erschlagen werden, und da er in der Minderzahl ist, wird das Ende — Rußland sein. Wehe den Unbelehrbaren!

Unzweifelhaft deutsches Land!

Von Dr. Moriz Weiß



osen und Westpreußen sind im Sinne des Wilsonschen Punktes 13 niemals unzweifelhaft polnisches Land gewesen. Im Gegenteil: Westpreußen verdankt alles, was die Gegenwart aus der Vergangenheit übernommen hat, was es an historischen Erinnerungen und Schätzen besitzt, dem Deutschtum; und auch in Posen ist es in aller Geschichte das Deutschtum gewesen, das die Provinz wirtschaftlich und kulturell vorwärts gebracht hat. Schon der erste selbständige Posener Fürst, Mieszko der Dritte (1142—1202), zog zur Hebung der Landeskultur deutsche Zisterziensermönche aus der Nähe Kölns ins Land; das dreizehnte Jahrhundert sah dann in breitem Strom deutsche Bauern und Bürger nach Posen hineinfluten. Von den polnischen Fürsten, namentlich Wladislaus Odonicz, Przemisl dem Ersten, Boleslaus dem Frommen und Przemisl dem Zweiten (1202—1296) herbeigerufen und unter Leitung der Kirche, besonders des Zisterziensenerordens, kamen die deutschen Bauern scharenweise nach Posen gezogen; sie brachten die technischen Kenntnisse und die Arbeitskraft mit, die zum Austrocknen der Sümpfe und zum Roden der Wälder gehörten; sie waren doppelt so leistungsfähig wie der polnische Bauer. Wenn das Landmaß, nach dem das Land an die deutschen Kolonisten vergeben wurde, die deutsche Hufe, zu 30, die polnische nur zu 15 Morgen gerechnet wurde, so bedeutete das nichts anderes, als daß die deutsche Landwirtschaft mit ihren besseren Geräten und der größeren Erfahrung des Bauern zur selben Zeit das Doppelte leistete als die slawische. Wie gewaltig diese Kolonistenzüge waren, beweisen am besten die zahlreichen Städte, die die polnischen Fürsten mit ihnen gründen konnten. Nach schlesischem Muster wurden diese Städte nach bestimmtem Schema angelegt und ebenso wie übrigens viele Bauernsiedlungen mit deutschem Rechte bewidmet. Damals entstanden die Kolonialstadt Gnesen neben der alten Landeshauptstadt als erste deutsche Kolonialstadt (vor 1243), ferner Powidz, Meseritz, Kostschin, Hohensalza, die Kolonialstadt Posen (auf dem linken Wartheufer, 1253), Fraustadt, Schrimm, etwas später Rogasen, Samter, Gostyn usw. Überall richteten sich die deutschen Bürger dieser Städte nach deutscher Sitte ein: sie wählten Bürgermeister und Rat für die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten; die Rechtsprechung führte ein Schöffenskollegium unter Vorsitz des Erbvogts; die Vertretung der Bürgerschaft übernahmen die Ältesten der Innungen, die sich überall sofort bildeten. Auch deutsche Juden kamen mit den christlichen Kolonisten in die Provinz; sie lockte der Handelsverkehr, der jetzt erst aufblühte; fast in jeder Stadt gab es eine besondere Straße, die Judenstraße, für sie.